Unverändert ist nur die Natur, die ewig schaffende; das gleiche Meer, die gleiche Sonne. Wenn es abends in den Pinienwäldern Halkis dunkelt, wenn die Sonne wie eine goldene Kugel im Meer versinkt, wenn das Vorgebirge Stambuls in Gold und Purpurglanz erstrahlt, wenn tausend Lichter auf die Zinnen des alten Serail, die Kuppeln der Moscheen, die Spitzen der Minarette fallen, wenn Schifferboote mit schwarzen Segeln gespenstisch über den Spiegel der Marmara gleiten, dann könnte man glauben, daß alte, längst vergangene Zeiten wiederkehren. — —

Halki ist die reizvollste der Prinzeninseln. Nicht kitschig und anspruchsvoll wie das modische Prinkipo. Nicht düster und unheimlich wie die unbewohnte Insel Oxia, die „Hundeinsel", auf der die Straßenhunde Stambuls ausgesetzt wurden, als die Türkei anfing „modern" zu werden; noch heute bedecken zahllose weißgebleichte Hundeschädel dies Eldorado der Fischer, das von Hummern und Langusten wimmelt. Einsam und düster träumt auch die langgestreckte „Bulwer-"Insel Platae, auf der Sir Henry Bulwer, der Bruder des Verfassers der „Letzten Tage von Pompeji", damals britischer Botschafter in Konstantinopel, ein Schloß im Windsorstil errichtete, mit wuchtigen Umzingelungsmauern, heute zerfallend mit öden Fensterhöhlen.

Halki hat eine Note für sich. Die Insel ist freundlich und sonnig. Freundlich und sonnig sind auch ihre Bewohner. Sie lachen und lärmen, und abends tanzen und singen sie zu den Klängen einer griechischen „Mandolinata". — Die türkische Marineschule an einem Ende Halkis, ein griechisches Kloster und Priesterseminar und die große Handelsschule am Rand des Waldes bringen etwas Abwechslung in das Bild. Der schwere, quadratische Bau der Handelsschule, bis vor wenigen Jahren Klosterinternat und Waisenhaus, ist reich an Monumenten und Bauten, die historisch und künstlerisch wertvoll für den Forscher und interessant für den Betrachter sind. Im Hof der Schule steht eine kleine griechische Kapelle, eine der ältesten und besterhaltenen ihrer Art. Die Holzarbeiten, die aus Silber und Kupfer getriebenen Weihwasserbecken und die zahlreichen byzantinischen Heiligenbilder sind seltene Kabinettstücke, deren Anblick jedem Kunstkenner und Sammler Freude bereiten wird. In dem schön angelegten Vorgarten des Baues finden wir zwei interessante Denkmäler, die dem großen Strom der Reisenden unbekannt sind.

Eine Engelsfigur aus Marmor und Bronze krönt eine Grabsäule, die in griechischer und russischer Sprache folgende Inschrift trägt: „Hier ruhen 800 russische Freiwillige, gefallen für die Freiheit Griechenlands 1827." Die Blumenbeete und Anlagen zu Füßen dieses Massengrabes sind wohlgepflegt, die Griechen gedenken pietätvoll der hier ruhenden Helden.

In demselben kleinen Vorgarten, dicht neben dem Grab der russischen Krieger ruht eine Granitplatte mit eingemeißeltem Wappen. Dies sowie die lateinische Inschrift sind noch wohl erhalten. Hier schläft Sir Robert Barton den ewigen Schlaf, Großbritanniens erster Gesandter in der Türkei, von der klugen und weitschauenden Königin Elisabeth beauftragt, Englands Einfluß in die Levante zu tragen. Er starb, knapp vierzig Jahre alt, an der Pest und wurde wohl deshalb auf der entlegenen Insel beerdigt.

Sir Robert Barton war sicher der rechte Mann am rechten Platz. Er beherrschte die türkische, arabische und griechische Sprache in Wort und Schrift und war beim Padischah überaus beliebt. So vermochte er seiner Aufgabe gerecht zu werden, den damals sehr mächtigen Einfluß Spaniens, Frankreichs und des Heiligen Stuhles nach Möglichkeit zu schwächen und England Geltung zu verschaffen. Das bedeutete einen ersten Schritt zu der bevorstehenden großen Auseinandersetzung mit Spanien, dem Kampf um die Weltherrschaft.

In seinen Aufzeichnungen gesteht er, daß sein erfolgreichster Schachzug die geschickte Fälschung eines Briefes des spanischen Gesandten war. Er fügt hinzu — interessant für die politischen Moralbegriffe jener Zeit — „Ich tat das nicht für mich, sondern im Dienste Ihrer Majestät und meines Landes."

Als mit der Wrangelarmee Hunderttausende von russischen Flüchtlingen nach Konstantinopel kamen, wurden sie auf Halki durch die alliierten Behörden gesammelt, um dann je nach Vermögenslage, Bildungsgrad und Kenntnissen verwandt zu werden. Damals war die Insel eine Stätte unsagbaren Elends, aber auch des Lasters.

Heute herrschen hier schon wieder geregelte Verhältnisse. Abgesehen von den eigentlichen Bewohnern der Insel, die zum größten Teil griechische und türkische Fischer sind, wohnen während der Sommermonate meistens levantinische Kaufleute hier, die Ruhe und Erholung suchen.

Der Südrand der Insel umschließt eine kleine Bucht, an die sich die Ueberreste der ehemaligen Russenbaracken anlehnen.

Hier bleichen die Fischer ihre Segel, von hier fahren sie nach den Austernbänken Oxias. Hier baden die Insulaner abends wenn die Sonne sinkt. Boote gleiten durch die Wellen, die eingetauchten Ruder glitzern und glänzen, phosphoreszierend im Halbdunkel, leuchtende Streifen folgen den Booten.

Hier herrscht Ruhe und Friede, das Rasseln und Lärmen der Stadt dringt nicht herüber. Harmlose und friedliche Menschen reden die Sprache der Natur, einfach und schlicht. Hier interessiert man sich nicht für die Ereignisse des Tages. Lieder, Märchen, Legenden, Zaubersprüche, Amulette bedeuten dem Fischervolk Halkis mehr als Schlager und Sensationen, die sie nicht kennen und verstehen.

Feuer flackern am Meeresufer. Fische werden in heißem Oel ausgebraten, dazu Oliven und Brot.

Zur Rechten heben sich die Umrisse Stambuls vom Himmel ab, fern im Süden erstrahlt der ehrwürdige Scheitel des Götterberges Olympos

König George's Weihnachtskuchen.

Zu den Dingen, ohne die sich der Engländer ein rechtes Weihnachtsfest überhaupt nicht vorstellen kann, gehört neben dem Truthahn in erster Linie der brennende Plumpudding, der in den Augen der Briten dem Feste erst die richtige Weihe gibt. Der am Hofe des Königs verspeiste Plumpudding ist natürlich von wahrhaft königlicher Güte und Größe. Er wird dieses Jahr noch eine besondere Eigenart aufweisen, indem sämtliche Teile des weitverzweigten Reiches aus ihren Landeserzeugnissen die Zutaten liefern. Im einzelnen sind für den königlichen Festkuchen folgende Bestandteile vorgesehen: Je fünf Pfund australischer Korinthen und Rosinen, die gleiche Menge südafrikanischer Rosinen, anderthalb Pfund kanadischer Ringäpfel, zweieinhalb Pfund englisches Weizenmehl, fünf Pfund Rindertalg aus Neu-Seeland. Das Gewürz liefert Südafrika mit zwei Pfund Zitronat und Succade, Sansibar mit zwanzig Gramm Gewürznelken, die Strait Settlements mit ebensoviel gemahlener Muskatnuß und Indien mit etwas Puddinggewürz. Zweieinhalb Pfund westindischen Zuckers und zwanzig Eier aus Irland vervollständigen die „festen" Zutaten, während ein Schuß Brandy aus Cypern und ein drittel Liter Jamaikarum dem Ganzen den „geistigen Inhalt" verleihen. Zu dem „Landeskuchen" kann dem Herrscher aller Briten nur gratuliert werden; hoffentlich verdirbt er sich an den — *australischen* Korinthen und Rosinen nicht den Magen!

Merksprüche an die Jugend.

Von *Alice Freiin von Gaudy.*

An den Türen, die zu deiner Jugend gehn,
Einen Spalt laß immer offen stehn
Und die goldne Torheit ganz verstohlen
Vor dir tanzen auf den Kindersohlen!

*

Was dir eingelernt ward, trägst du als Last:
Dich aber trägt, was du begriffen hast.

*

Ruft dich das Leben, gib dich ganz
Und denke nicht an Lohn und Kranz
Und denke nur, du seist ein Blatt,
Wie jeder Baum viel tausend hat.

*

Es gibt so vieles Wasser, das verloren rinnt,
Es gibt so viele Fragen, die ohne Antwort sind,
Es gibt so vieles Schwanken zwischen Schatten und Licht,
Es gibt nur zwei feste Pole: die heißen Liebe und Pflicht.

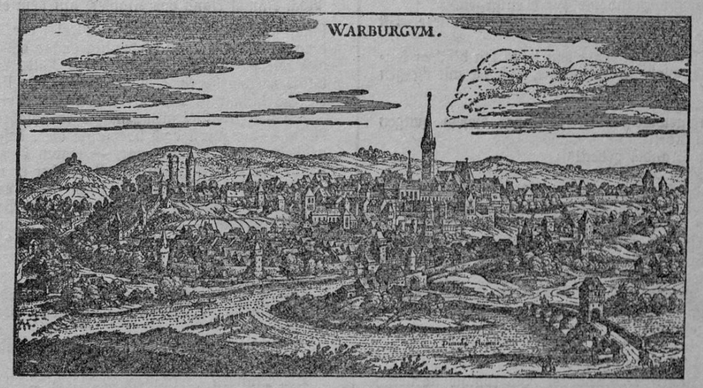
*

Tiefen Segen bringt die echte Reue,
Die bewirkt, daß sich das Herz erneue,
Niemals aber soll dich Schmerz erfassen,
Wenn sich Dinge nicht mehr *ändern* lassen!

*

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 93 — 30. November 1927 — 2. Jahrgang

Als ich noch Prinz war...

Roman von Paul Hain.

(11. Fortsetzung) Urheber-Rechtsschutz Verlag Oskar Meister, Werdau Sa. (Nachdruck verboten)

Und er sah nicht die Gestalt, die ihm in weitem Abstand folgte, um schließlich stehen zu bleiben, da eine weitere Beobachtung nicht mehr lohnte und der Prinz sichtlich den Weg einschlug, der zum „Hohlen Stein" führte. — —

Zwei Tage später war es. Karl Ferdinand pflegte jetzt immer in seinem Hotel zu essen. Er wollte sich gerade nach dem Diner in den Garten begeben, um im Liegestuhl seine Mittagssiesta abzuhalten, als ihm der Geschäftsführer eine Karte überbrachte mit dem Bemerken, der Herr möchte ihn sprechen. Er warte auf der Veranda.

Der Prinz stutzte.

„Baron von Alvensleben?"

„Woher wußte der überhaupt, wo er logierte? Und was wollte er von ihm. Nun, man konnte ihn nicht gut abweisen.

„Ich gehe nach oben. Lassen Sie den Herrn dann hinaufkommen."

Er begab sich auf sein Zimmer. Da war wieder diese feine Unruhe in ihm. Nervös zündete er sich eine Zigarette an.

Was würde nun kommen? —

Diskretes Klopfen an der Tür.

„Bitte?"

Herr von Alvensleben trat über die Schwelle. Mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit ging ihm der Prinz entgegen.

„Baron — Sie sind ein fabelhafter Mensch! Bitte — herzlichen guten Tag! Werfen Sie sich in einen dieser kostbaren Korbsessel. Das ist wirklich reizend von Ihnen, mich zu besuchen —"

„Durchlaucht müssen entschuldigen, wenn ich Sie hier aufstöbere —".

„Pah — lassen Sie das. Zigarette gefällig? Bitte. Auch die Durchlaucht lassen Sie hier gütigst beiseite, — Sie haben hoffentlich nicht vergessen, daß ich hier — einfach Branzell heiße —"

„O nein — ich las es ja im Fremdenanzeiger —"

„Wie?"

Der Prinz hatte plötzlich eine Falte in der Stirn.

„Ich erinnere mich, es Ihnen selbst gesagt zu haben, daß ich hier vollkommen inkognito lebe —"

„Sehr wohl. Nichtsdestoweniger wußte ich es schon vorher. Aber man fällt nicht mit der Tür ins Haus. Also — einen schönen Gruß von Seiner kaiserlichen Hoheit und der Frau Mutter habe ich Ihnen als erstes auszurichten —"

Karl Ferdinand lehnte sich im Stuhl zurück. Er blickte Alvensleben starr an.

„Danke vielmals —"

Der lächelte höflich. In diesem Lächeln war viel Güte. Dann fuhr er ruhig fort:

„Prinz — ich will Sie nicht lange verblüffen. Ich muß auch um Entschuldigung bitten, daß ich Ihnen neulich nicht die Wahrheit gesagt habe. Das brachten die Umstände mit sich. Wir waren nicht allein — und ich hatte die Pflicht, mich erst umzutun. Nun kann ich ganz ehrlich sprechen. Ich bin hier, weil ich Ihnen einen Auftrag auszurichten habe. Kurz heraus: Ich sollte mich orientieren, was Sie hier festhält und warum Sie nicht auf die Briefe Seiner kaiserlichen Hoheit geantwortet haben. Weiterhin: Sie zu bitten, nunmehr nach Hause zu fahren. Der Erzherzog wünscht es."

Er schwieg.

Der Prinz rauchte gelassen an der Zigarette. Wenn diese Gelassenheit auch nur äußerlich war — Alvensleben erriet es — so wirkte sie doch imponierend.

„Daher also meine Unruhe, als ich Sie neulich sah," sagte er. Und dann:

„Sie — wissen alles, nicht wahr?"

Alvensleben nickte leichthin.

„Einiges, Prinz."

„Ich hätte mir denken können, daß Sie — gerade Sie — nicht zufällig hierhergekommen waren. Sie kommen ja niemals — *zufällig* wo hin."

Er lächelte.

„Sie standen neulich abends in einer kleinen Gasse und sahen mich am Fenster — stimmt es?"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so wache Augen haben, Prinz."

„Ja — ich auch nicht, Alvensleben. Aber man lernt das mit der Zeit. Und nun —"

Er zwinkerte ein bißchen mit den Augen, wie das seine Art war, wenn er eine innere Lustigkeit nicht mehr verstecken konnte, und platzte heraus:

„Wie gefällt Ihnen meine zukünftige Frau? Sie haben Sie natürlich auch gesehen, nicht wahr? Wissen, was sie ist? Na — also, wie gefällt sie Ihnen?“

Alvensleben war im ersten Augenblick über diese unerwartete Frage doch verdutzt. Dann aber lachte er herzlich und streckte dem Prinzen impulsiv die Hand entgegen.

„Ein Bild von Mensch, Durchlaucht! Ich gratuliere. Ist es — Ihr Ernst?“

„Mein heiliger Ernst! Alvensleben — so ein bißchen kennen Sie mich doch, wie? Glauben Sie, daß ich mit Herzen Fangball spiele?“

„Nein, Prinz — d a s n i“

Er hatte einen gewaltigen Respekt vor diesem jungen Fürstensohn! Ein Kerl!

„Es wird einen Skandal geben!“

„Ich werde nichts davon merken!“

„Seine kaiserliche Hoheit hat wesentlich andere Pläne mit Ihnen vor. Ich habe Erlaubnis, sie anzudeuten. Haben Sie — die Briefe erhalten?“

„Weiß! Weiß schon! Die Prinzessin Therese von Waldburg. Tja — natürlich! Und daß die Herrschaften demnächst nach Wien kommen werden! Ich weiß alles! Gott, wenn Sie wüßten, wie gleichgültig mir — diese Absichten sind.“

„Sie wollen also — nicht nach Wien mitkommen?“

„Hab' ich das gesagt?“

„Noch nicht, Prinz —“

Der schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sag' ich auch nicht! Keineswegs. Ich komme natürlich mit. Schon weil ich Ihnen einen Mißerfolg ersparen will. Bin ich nicht ein netter Mensch?“

„Ich habe das nie bezweifelt —“

„Na also. Ja — ich fahre mit. Ich wär' so wie so nicht mehr lange geblieben. Sehe selber ein, daß ich s o nicht weiterkomme. Es muß etwas g e s c h e h e n. Allerdings — ich könnte mich ja schließlich hier Knall und Fall verheiraten, wie?“

Alvensleben bekam einen gelinden Schrecken. Dieser Tollkopf! Karl Ferdinand lachte.

„Keine Angst — s o ein schwarzes Schaf bin ich denn doch nicht. Ich weiß, was sich gehört.“

Alvensleben atmete ordentlich auf.

„Gott sei Dank!“

„Hm — dem lieben Gott brauchen Sie deswegen nicht zu danken, Baron. Der hat nichts damit zu tun. Bleiben wir bei der Sache. W a n n gedachten Sie mit mir die Heimreise anzutreten?“

„So schnell wie möglich — dem Erzherzog zu liebe.“

„Ach so — die Waldburgerin,“ sagte der Prinz spöttisch. „Na ja — warum soll man unhöflich sein.“

Er reckte sich.

„Also in zwei Tagen, Baron —“

„Gut —“

„Mein Wort darauf. Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, besorgen Sie die Fahrkarten. Orientieren Sie sich wegen des Zuges. Sie wissen ja nun, wo ich zu finden bin. Aber eins bitte ich mir aus: Stehen Sie nicht wieder in — der Gasse —“

Er lächelte fein.

Alvensleben wehrte ab.

„Ich habe kein Recht mehr dazu, Hoheit.“

„Schön. Alsdann können wir ja ein Versöhnungsfläschchen trinken, wie? Man sitzt recht gemütlich unten im Garten. Ich wollte so wie so nach unten. Plaudern wir noch ein wenig. Sie haben ja doch nichts zu versäumen.“

Er stand auf.

Alvensleben war sehr befriedigt über den Verlauf der Unterhaltung.

„Noch eins —“

Der Prinz legte ihm leicht die Hand auf die Schulter.

„Sie m ü s s e n doch nicht darüber berichten, was mich hier zurückgehalten hat, wie?“

„Nein — gewiß nicht. Die Hauptsache ist ja —“

„Daß ich mitkomme. Verstehe. Gut — dann werden Sie also über — die „Nebensache“ schweigen —“

„Ich halte das nach Lage der Dinge für selbstverständlich. Es ist nicht meine Art —“

„Gut, gut. Ich werde nämlich schon s e l b s t darüber reden. Ich wollte das nur betonen.“

Sie gingen nach unten, in den Garten. Heiß schien die Sonne. Hier war es still und friedlich.

Man plauderte bei einer Flasche Mosel, die das Blut kühlte und doch die Worte freier machte. Und manchmal lächelte der Prinz zufrieden und blickte in die bewaldeten Berge hinein — und Alvensleben dachte sich dann sein Teil.

12.

Es war ein Abschiedsabend gewesen.

Ein Abend voll Süße und Schwermut. In jedem Wort, das zwischen dem Prinzen und Anita getauscht wurde, schwang eine tiefe Zärtlichkeit.

Noch einmal klang das Klavier, auf dem einst Anton Wieland seine feurigen Arien probiert hatte, unter Karl Ferdinands Händen, und wehmütig dachte er: Wann werde ich dich wieder klingen hören? Das Bild Anton Wielandts blickte zu ihm herab, ernst und lebendig. Und heimlich sagte er: Ich komme ja wieder! Komme wieder!

Am nächsten Vormittag mußte er abfahren. Und er und Anita — die zuerst doch überrascht war, daß es nun schneller geschah, als es geplant war, — waren es zufrieden. Anita wollte ihn zum Bahnhof begleiten, aber er redete es ihr aus.

„Das ist nur schmerzvoll, Lieb. Und es quält dich und mich. Die fremden Menschen auf dem Perron — all das Laute ringsum — nein, dieser Abend soll unserem Abschied gehören. Es ist besser so. Glaubst du nicht auch?“

Da nickte sie.

„Es ist mir recht, Ferdi.“

Man sprach nicht darüber, wann er wiederkommen wolle. Dies sollte ja — selbstverständlich sein. Es bedurfte keiner Worte.

„Ich schreibe dir gleich, Anita. Und jede Zeile von dir wird mir ein Geschenk sein.“

Die Stunden verrannen.

Mitternacht war da — es wurde Zeit, daß er ging. Man konnte die Minuten nicht festhalten. Und doch — es war so schwer, daran zu denken, daß er nun lange Zeit nicht mehr in diesem behaglichen Zimmer sitzen würde, nicht mehr Anitas Stimme hören, das leise, scheue Streicheln ihrer Hände fühlen, ihr süßes, reines Mädchentum um sich haben würde.

Ja — es war schwer, dieses zu denken.

Aber die Zeit mahnte.

„Anita —“

Er küßte sie. Sein Herz zuckte.

„Du mußt immer — Vertrauen zu mir haben —“

Seltsam, wie ihm jetzt diese Worte kamen. Sie blickte ihn hell und klar an.

„Ich glaube an dich, Ferdi —“

Er drückte Frau Wielandt die Hand. Mit wilder Herzlichkeit. Sie verzog das Gesicht.

„Aber — aber —,“ lachte sie. „Sie sind ja ganz aus dem Haus.“

„O — entschuldigen Sie. Das macht der Zorn, daß ich die Zeit nicht aufhalten kann.“

Aber es war noch etwas anderes in ihm. Es war das Bewußtsein, daß nun — vielleicht — für lange das Sommeridyll zu Ende war und daß ihm ein schwerer Kampf bevorstand, zu dem er schon jetzt gewappnet sein mußte.

Er schlief in dieser letzten Feriennacht nicht viel.

Es war eine drückend-schwere Luft draußen. Die Fenster seines Zimmers standen weit offen.

Hell schien der Mond hinein.

Und einmal, da er offenen Auges dalag und hinausblickte, war ihm, als ob sich die starre Physiognomie des Mondes verziehe, zu einem fast menschlichen Gesicht werde, das spöttisch lächelnd zu ihm heruntersehe.

Da stieß er einen ärgerlichen Laut aus, sprang aus dem Bett, schloß das Fenster und zog den Vorhang vor. —

Trotzdem fühlte er sich am Morgen gut ausgeruht.

Er frühstückte in Ruhe. Der Zug ging erst am späteren Vormittag. Er packte die Koffer und ließ sie vom Hausdiener zum Bahnhof bringen.

Dort auch wollte er sich mit Alvensleben treffen.

Zu Fuß ging er zum Bahnhof. Noch einmal nahm sein Blick all die kleinen Reize der Stadt in sich auf, die ihm zum Schicksal geworden war und die in ihren Mauern das Glück seiner Zukunft bewahrte.

Auf dem Bahnhof erlebte er eine kleine Ueberraschung. Alvensleben erwartete ihn nicht allein — Herr von Lippschütz war bei ihm. Der Zufall hatte die beiden hier zusammentreffen lassen. Lippschütz hatte eine der Damen der Großherzogin zu einem Zuge gebracht, der vor dem des Prinzen abfuhr. Da war er mit Alvensleben in der Halle zusammengestoßen, als er gerade wieder den Bahnhof verlassen wollte.

(Fortsetzung folgt)

Humoristische Duelle.

Von Willy Reese

Bekanntlich arteten die Duelle unter der Regierung Ludwigs XIV. zu kleinen Schlachten aus, weil die Duellanten stets Gehilfen, zuweilen mehr als zwanzig, mit sich führten, die ihrerseits wieder gegeneinander kämpften. Aus jener Zeit stammt folgende Anekdote: Ein Edelmann bat einen anderen, ihm zu sekundieren. Dieser antwortete darauf: „Mein Freund, ich habe diese Nacht 1500 Guineen gewonnen und würde so bei einem Kampfe eine klägliche Rolle spielen. Hingegen rate ich Ihnen, den zum Sekundanten zu wählen, der an mich das Geld verloren hat und jetzt nichts mehr besitzt. Ganz gewiß wird er sich wie eine wilde Katze wehren!“ —

Gustav Adolf von Schweden hatte die Duelle bei Todesstrafe verboten. Einst baten ihn zwei junge Offiziere, ihnen eine Ausnahme vom Duellgesetz zu gestatten; sie hätten einander furchtbare Beleidigungen zugefügt, die nur durch Blut gesühnt werden könnten. Der König bemühte sich vergebens, die Gegner zu versöhnen. Endlich gab er seine Einwilligung mit dem Bemerken, daß er sich selbst auf dem Schauplatze einfinden würde. Als die Offiziere zur anberaumten Zeit erschienen, fanden sie den König bereits anwesend und an seiner Seite einen riesenhaft gebauten Mann, der in einen langen, grauen Mantel gehüllt war. Die Gegner machten sich zum Kampfe auf Leben und Tod bereit. Gustav Adolf ermahnte sie nochmals, sich zu versöhnen. Aber vergeblich. Hierauf sagte der König: „Nun gut, meine Herren, Sie sollen Ihren Willen haben! Gehen Sie getrost aufeinander los, bekämpfen, zerstechen, zerfleischen Sie sich. Aber — merken Sie sich wohl: Lebend wird diesen Platz keiner verlassen! Denn der Sieger wird im nächsten Augenblick durch Henkershand sterben. Das ist mein unabänderliches Urteil, und sein Vollzieher steht dort bereit.“ Dabei deutete er auf seinen herkulischen Begleiter, der seinen Mantel abwarf und sich im roten Gewande des Henkers mit blitzendem Schwerte zeigte. Die Gegner standen unbeweglich und kamen dann zu dem Entschluß, daß es doch ehrenvoller sei, sich zu versöhnen, als durch Henkershand zu enden. Sie umarmten sich und kehrten als gute Freunde zur Stadt zurück. —

Auch Peter der Große bedrohte jeden Duellanten mit dem Galgen. Aber General Saß und Fürst Dolgoruki, die einander beleidigt hatten, fanden einen Ausweg. Sie begaben sich auf die Wälle einer gerade belagerten Stadt, mit der Verabredung, dort so lange stehen zu bleiben, bis der eine getötet würde. Die Kugeln sausten ihnen um die Köpfe, Granaten zerplatzten in nächster Nähe. Die beiden Männer aber blieben lange Zeit unversehrt, bis endlich eine Kanonenkugel dem Fürsten den Kopf vom Rumpfe riß. —

Aus neuerer Zeit berichtet Kapitän Marryat, der bekannte Verfasser zahlreicher Seeromane, einen drolligen Vorfall: Drei junge Seeoffiziere forderten sich zum Duell heraus, mit dem Hinzufügen, es bei der nächsten Landung auszutragen. Bald darauf legte das Schiff an einer Insel an, jedoch nur zu ganz kurzem Aufenthalte, so daß es unmöglich war, in dieser Zeit drei Duelle auszufechten. Die Gegner verfielen nun auf ein sinnreiches Mittel. Sie stellten sich im Dreieck auf. Der Reihe nach sollte einer auf den anderen schießen, also der erste auf den zweiten, der zweite auf den dritten und dieser wieder auf den ersten. Während nun der erste zielte, überlegte er folgendermaßen: Wenn ich Nummer Zwei erschieße, so kann Nummer Drei auf mich schießen und mich töten. Lasse ich ihn aber leben, so tötet er vielleicht Nummer Drei und ich bin frei! Er schoß also in die Luft. Nun kam die Reihe an Nummer Zwei, der ähnlich dachte. Auch er schoß in die Luft. Ebenso Nummer Drei. Die Komödie wurde wiederholt. Dann aber umarmten sie sich und kehrten als Freunde auf das Schiff zurück. —

Ein Amerikaner beleidigte einen anderen und erhielt eine Pistolenforderung. Er stellte sich aber nicht, sondern schrieb dem Gegner folgenden Brief: „Mein Herr! Aus zweierlei Gründen schieße ich mich nicht mit Ihnen: Entweder töten Sie mich oder ich Sie. In beiden Fällen ist es Mord. Um aber dennoch Ihrer beleidigten Ehre Genugtuung zu verschaffen, rate ich Ihnen folgendes: Gehen Sie in einen Wald. Wählen Sie dort einen Baum von meiner Stärke und schießen Sie aus Schußweite auf ihn. Treffen Sie ihn, so bekenne ich mich für schuldig und leiste Ihnen Abbitte, fehlen Sie ihn aber, so müssen Sie es tun. Ganz der Ihrige.“ Ob der Herausforderer darauf eingegangen ist, wurde nicht bekannt. —

Voll grausigen Humors ist ein Vorfall, der sich in Paris ereignete. Zwei junge Männer der „jeunesse dorée“, die selbstverständlich mit großen Schulden gesegnet waren, fochten ein Pistolenduell aus. Sie schossen zu gleicher Zeit. In demselben Augenblicke ertönte ein wilder Schrei. Sie blickten sich an. Keiner war verletzt ... Aber im Hintergrunde sahen sie einen Mann zur Erde sinken. Sie eilten herzu und waren nicht wenig erstaunt, in dem Schwerverwundeten einen Wucherer zu finden, dem sie beide große Summen schuldeten. Der Unglückliche hatte von dem Duell Kenntnis erhalten und war herbeigeeilt, um womöglich vorher noch sein Guthaben zu retten. Er war zu spät gekommen. —

Ein Franzose glaubte sich von einem Engländer beleidigt und forderte ihn. „Sir,“ sagte der Engländer, „ich bin mit Vergnügen bereit, allein ich liebe das Originelle. Duelle auf Säbel und Pistole sind heutzutage zu abgeschmackt, als daß sich ein anständiger Mensch noch damit befassen könnte. Ich schlage daher ein Duell auf — Pulverfässer vor.“ Der Franzose war schnell dazu bereit. Bald saßen sich die Duellanten gegenüber, jeder auf einem Fäßchen Pulver, in die zwei gleichlange Zündschnüre liefen. Der Engländer schmauchte gemütlich sei Pfeifchen, sah mit stoischer Ruhe und wahrer Todesverachtung zu, wie die Sekundanten die Schnüre anzündeten, während der Franzose immer ängstlicher wurde und schließlich von dem gefährlichen Sitze emporschnellte. Er bat um Verzeihung, die ihm gewährt wurde. „Wie war es Ihnen nur möglich, mit solch unbegreiflicher Ruhe dem Verderben entgegenzusehen?“ fragte er bewundernd. „Verderben?“ Der Engländer lachte. „Mein Freund, die Fäßchen enthielten ja gar kein Pulver!“ — „Nicht?!“ — „Nein! Sie sind nur mit ... Sand gefüllt!“ Voller Wut rannte der Beschämte davon. —

Ein junger Mann machte einer Dame den Hof, zog sich aber zurück, als er sie näher, und damit ihre zahlreichen Fehler und Mängel, kennen lernte. Der Bruder der Dame suchte ihn auf und stellte ihn vor die Wahl, entweder seine Schwester zu heiraten oder sich mit ihm zu schlagen. „Gut! Der Vernünftigere wählt von zwei Uebeln stets das kleinere!“ — „Sie heiraten also meine Schwester?“ — „Nein, ich duelliere mich mit Ihnen!“

Die Insel Halki bei Konstantinopel.

Von Graf Alfred von Hessenstein-Konstantinopel

Prinzen-Inseln, Perlen der Marmara, in Blut und Meeresschaum getaucht. Der Name allein erinnert an die Zeit der Byzantiner, da sie noch Stätten der Pracht und des Glanzes waren, der Sinnenlust, der Rache und höfischer Ränke, Inseln des Grauens.

Alles das hat sich gewaltig geändert, geebnet und zersetzt durch das Anpassungsbestreben der neuen Türkei an westliche Kultur. Die ehemalige Romantik ist verwischt und entschwunden. Wo einst die Purpurtoga byzantinischer Prinzen, der griechische Stahlhelm, der hohe Turban der Janitscharen, die Pracht und Mannigfaltigkeit orientalischer Gewänder das Auge blendeten, sieht man heute Levantiner, Türken und Europäer in westlicher Tracht. Schwatzend, lachend, badend, politisierend. Ränke schmiedend, flirtend, feilschend und handelnd verbringen sie die Zeit, eine scheinbar gleichartig zusammengesetzte Masse und dennoch getrennt durch den unüberbrückbaren Abgrund, der zwischen Ost und West klafft, den weder staatliche Verordnungen noch die Kunst des Schneiders, die Allgemeinheit der Mode, aus der Welt zu schaffen vermögen.

Die Kupferinsel Halki, wo einst Galeerensträflinge durch die Peitsche der Aufseher getrieben das kostbare Erz förderten, ist heute die Sommerfrische des levantinisch-türkischen Mittelstandes. Selten wird man da auf eine starke und ungewöhnliche Persönlichkeit stoßen, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme: Hier wohnt zur Zeit Ismet Pascha, der Chef des türkischen Ministerrates, der rätselhafte Mann mit dem eisernen Willen und den eisernen Nerven.